Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner  Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 23. November 1882. Nr. 549.

Landtags-Verhandlungen.

Abgeordnetenhaus

Sitzung vom 22. November.

Am Regierungstische: Finanzminister Scholz, Justizminister Dr. Friedberg, Unterstaatssekretäre Meinicke und Dr. von Möller, Geheime Ober-Justizräthe Schmidt und Starke und eine große Anzahl von Kommissarien; später Vize-Präsident des Staatsministeriums, Minister des Innern v. Puttkamer.

In der Hofloge hat Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm mit seinem Adjutanten Platz genommen, zu seiner Linken der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, Abg. Dr. Achenbach.

Die Bänke des Hauses zeigen namentlich auf der rechten Seite beträchtliche Lücken; auch die Tribünen für die Zuschauer sind nur mäßig besetzt.

Präsident v. Köller eröffnet die Sitzung um 11¼ Uhr.

Unter den für heute und die nächsten Tage Entschuldigten befindet sich auch der Abg. Richter (Hagen).

Auf Vorschlag des Abg. Dr. Windthorst werden zu Mitgliedern der statistischen Zentralkommission für die Dauer der eben begonnenen Legislaturperiode die Abgg. Dr. Gneist, Dr. Virchow und Herr durch Akklamation gewählt, worauf das Haus in die erste Berathung des Staatshaushalts-Etats pro 1883—84 eintritt.

Gegen den Etat melden sich zum Worte die Abgg. Rickert, Frhr. von Schorlemer-Alst, Dr. Meyer (Breslau), Büchtemann, v. Benda und Dr. Windthorst; dafür die Abgg. v. Tiedemann, Frhr. von Zedlitz und Neukirch (Mühlhausen), Frhr. von Minnigerode, Stengel und Dr. Wagner (Osthavelland).

Abg. Rickert: Ich hätte es vorgezogen, wenn der Finanzminister Scholz die Praxis aus dem Reichstage adoptirt und sich dafür entschieden hätte, an das Finanzexposee sofort eine Debatte sich anschließen zu lassen. Ich meinerseits bedauere, daß jenes Exposee ohne sofortige Gegenkritik in das Land gegangen ist, und ich würde, ohne nähere Kenntniß des Etats, sogleich geantwortet haben, wenn die Geschäftsordnung oder die bisherige Praxis, was nun hoffentlich geändert wird, es zugelassen hätte. (Heiterkeit.) Als das Eigenthümlichste an der Rede des Ministers erscheint mir der ungemeine Wechsel der Auffassung, der im Finanzministerium über die Lage des Staatshaushaltes eingetreten ist. Herr Bitter versicherte uns, daß die Finanzen Preußens die ausgezeichnetsten seien, und er glaubte, die Deckung für den Steuererlaß in den laufenden Einnahmen finden zu können. Herr Scholz dagegen operirt mit einem Defizit, aber trotzdem will auch er Steuern erlassen, freilich ohne Deckung dafür zu haben und ganz im Gegensatz zu den altpreußischen Grundsätzen. Oder soll etwa die Deckung allein in der Erhöhung des Holzzolles gefunden werden? (Widerspruch rechts.) Ich beklage, daß Herr Scholz sich hat hinreißen lassen, die Camphausen'sche Finanzpolitik zu tadeln und in ihr den Beginn der Defizitwirthschaft zu suchen, ja sie indirekt als Schleuderwirthschaft zu bezeichnen. Von den 4300 Millionen Mark der französischen Kriegskostenentschädigung sind allein 3500 Mill. dem Reich ausschließlich überwiesen worden zu militärischen Verwendungen, und auf diese hatte Minister Camphausen nicht den geringsten Einfluß. Von den auf Preußen entfallenden 352 Mill. aber sind volle 240 Mill. zu Eisenbahnzwecken verwendet worden, während der Rest zur Schuldentilgung und zur Dotation der Kreise und Provinzen diente. Trotzdem ist in der Aera Camphausen eine Steuererleichterung von 16 Millionen Mark möglich gewesen. Wie kann man da also von Schleuderwirthschaft sprechen? Der Redner geht alsdann des näheren auf den Eisenbahnetat ein, auf Grund dessen er sagen zu müssen glaubt, daß der eigentliche Finanzminister gegenwärtig der Eisenbahnminister sei. Er halte den Ueberschuß von 16½ Millionen bei dem Eisenbahnetat für sehr geringfügig, und Herr Scholz hätte durchaus kein Recht gehabt daraus eine Widerlegung der gegen die Verstaatlichung erhobenen Befürchtungen herzuleiten. An den Justizminister richtet der Redner gleichfalls die Bitte, sich nicht die Anschauungen des Herrn Scholz über die Ursachen des Rückgangs der Einnahmen aus dem Justizetat anzueignen. Die Verminderung der Prozesse in der Weise, wie sie jetzt konstatirt werden muß, ist mit nichten ein Segen für das Volk. Denn ihre Gründe liegen in den übermäßig hohen Prozeßkosten, die einfach einer Rechtsverweigerung gleichkommen. Hier muß Abhülfe geschaffen werden und zwar je schneller und energischer, desto besser. Die Einstellung der Diäten für den Volkswirthschaftsrath wird von Herrn Rickert im Fortgang seiner Rede stark bemängelt. An dem Extra-Ordinarium tadelt er dessen unübersichtliche Gestaltung und spricht zugleich die Erwartung aus, daß sich dabei mehrere Millionen würden sparen lassen. Ich und meine politischen Freunde, wir betrachten die Steuerreform überhaupt nicht als eine politische Frage, und wir sind zur Mitwirkung bereit, aber nicht, wenn, wie jetzt geschieht, das Bestehende zerstört wird, ohne daß man weiß, was an seine Stelle kommen soll. (Beifall links!)

Abg. von Schorlemer-Alst (Zentrum). Herr Rickert hat sein Vorbild Eugen Richter heute nicht erreicht; eine Landeskalamität war es jedenfalls nicht, daß seine Rede erst acht Tage nach dem Exposee des Ministers gehalten wurde. (Heiterkeit). Ueber Freihandel und Schutzzoll mit dem sezessionistischen Redner zu streiten, sei um so weniger geboten, als der Freihandel vom Lande schon längst gerichtet sei. Das Defizit im Etat predige erneut eine weise Sparsamkeit. Die finanzielle Selbstständigkeit des Reichs von den Einzelstaaten sei zwar eine schöne Sache, aber sie müsse im Herzen des Volkes begründet sein. Nachdem man einmal den Weg der Steuererlaßpolitik betreten, gebe es kein Zurück mehr. Hinsichtlich der Holzzölle habe Herr Rickert durch seine heutige Rede gezeigt, daß er nichts von der Sache verstände. Gerade die niedrigen Holzpreise hätten dahin geführt, daß die Besitzer ihre Waldbestände in größerem Umfange niederschlagen müssen, um nur überhaupt einen Erlös davon zu ziehen. Der Grundbesitz ist nun einmal, nicht blos in dieser, sondern in allen anderen Hinsichten, übermäßig belastet und befindet sich in einer schweren Krise. Unerträglich ist die Doppelbesteuerung, unter der er leidet, unerträglich auch die Belastung der Gemeinden mit immer neuen und neuen Leistungen, die entweder dem Staate oder den Einzelnen zufällen. Die einzig gerechte Steuer, die jetzt eingeführt werden muß, ist die prozentuale Börsensteuer, aus der man auch die Mittel zur Deckung des Ausfalls entnehmen wird, der durch die ihm sympathische Aufhebung der vier untern Klassensteuerstufen entsteht. Der Reichskanzler sage, der Tabak könne noch mehr bluten, aber im Volke sage man, die Börse könne mehr bluten und er (Redner) glaube, wenn man einen solchen Aderlaß vornimmt, daß die Börse moralisch dadurch bedeutend gehoben würde (Beifall rechts).

Abg. Minnigerode (kons.) hebt die ungewohnte Abwesenheit des Abg. Richter hervor und dankt dem Finanzminister für seine klare und lichtvolle Darstellung bei Einbringung des Etats. Der niedrige Ueberschuß bei dem Eisenbahnetat habe darin seinen Grund, daß die Vortheile schon im vorigen Etat vorweggenommen seien, andererseits der gegenwärtige Etat besonders hohe Summen für Neuanschaffungen enthalte. In der Camphausen'schen Aera seien große Ausgaben gegen den Willen der Konservativen mit vollen Händen bewilligt, dagegen habe man das Odium nicht auf sich geladen, neue Steuern zu bewilligen. Darin liege der Grund der jetzigen Finanzlage. Redner wendet sich zu den einzelnen Etats und geht sodann zum Extraordinarium über, das er vollständig gerechtfertigt findet. Was den Steuererlaß anlangt, so nehmen wir denselben mit Dank an. Wir sind keine Freunde des Exekutors und wollen ihn gern so wenig als möglich in Funktion sehen. Wir acceptiren deshalb das Ziel und behalten uns vor, über die Mittel, uns zu entscheiden, sobald uns erst in dieser Beziehung die nöthigen Vorlagen zugegangen sind. Was endlich die Steuerreform anlangt, so hat die konservative Partei schon seit langer Zeit dieselbe angestrebt. Wir stehen nicht auf dem Standpunkt des Abg. Rickert, indem er die „direkte Steuer" für die einzig beste hält; wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen, namentlich mit Rücksicht auf das bestehende System der Kontingentirung. Wir wollen die Beseitigung der die unteren Klassen bedrückenden Steuer. Was wir an ihre Stelle setzen wollen, wird sich zeigen im Reichstage. Dort werden wir nächstens den Antrag auf Einführung einer prozentualen Börsensteuer stellen. Darum halten wir also zunächst an dem Erlaß der 14 Millionen fest und werden versuchen, auch die Erleichterung der unteren Klassensteuerstufen herbeizuführen. Man sagt, wir wollen zurückschreiten in die alten Zustände, das ist unwahr. Wir wollen konserviren unser Königthum, unsere christliche Schule (Bravo) und unsere Kirche und darum sind wir die eigentliche Reformpartei (Widerspruch links). Redner kritisirt die Wahlagitation der Fortschrittspartei und der Sezessionisten in scharfer Weise unter wiederholter Heiterkeit des Hauses. Bei diesen Parteien habe sich der homöopathische Grundsatz „Similia similibus" bewahrheitet. Der Fortschritt sei fort und die Wahlerfolge haben das Gegentheil von dem bewiesen, was die Herren Richter und Rickert prophezeihet hätten. Herr Rickert dürfte sich nur in einem Wahlkreise zeigen, um sofort konservative Wahlen herbeizuführen. Herr Richter habe im vorigen Jahre den Konservativen gedroht, ihre Partei werde noch so weit wieder zusammenschmelzen, daß die ganze konservative Fraktion wie früher in einer einzigen Droschke Platz finden könne. Nun, die Drohung habe sich nicht erfüllt, könnte viel eher jetzt auf die Fortschrittspartei angewendet werden, die, wenn auch nicht in einer Droschke, so doch in einem einzigen Omnibus Platz finden könne. (Heiterkeit.) Redner schließt mit der Bemerkung, daß die konservative wie alle staatserhaltenden Parteien es als ihre Aufgabe betrachte, die Demokratie zu bekämpfen, welche von der Fortschrittspartei und den Sezessionisten großgezogen werde. (Lebhafter Beifall rechts und im Centrum).

Abg. v. Benda erklärt Namens der Nationalliberalen, daß dieselben dem Etat im Großen und Ganzen mit Wohlwollen gegenüberstehen, trotzdem aber nicht ihm in allen seinen Theilen zustimmen könnten. Dies sei namentlich in Bezug auf die Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer der Fall, besonders in Hinblick auf die Mittel, mit welchen man diesen Ausfall decken wolle. Er glaube nicht, daß durch die Schank- und Tabaksteuer der Ausfall gedeckt werde. Selbst wenn der Finanzminister die 6½ Millionen hier auf den Tisch des Hauses niederlegen würde, so würde er doch gegen die Aufhebung der Steuer stimmen. Die Finanzlage sei in diesem Jahre nicht minder gut wie im vorigen, ja vielleicht noch eine bessere. Redner erklärt, daß die Nationalliberalen sich den hohen Reformplänen, welche im Etat Ausdruck gefunden, gegenüber keineswegs ablehnend verhalten, daß aber niemals die Grenzen, welche die altpreußische Finanzpolitik gezogen, überschritten werden dürfen. (Beifall links.)

Finanzminister Scholz will sich nicht auf die Erwiderung derjenigen Aeußerungen des Vorredners einlassen, welche sich auf den Steuererlaß für die vier unteren Stufen der Klassensteuer beziehen, da das betreffende Gesetz binnen Kurzem dem Landtage vorgelegt werden würde und sich dann besser darüber diskutiren lasse. Erstaunt sei er aber, daß man sich heute zu den Beschlüssen des Hauses aus den früheren Jahren bekennen und die Konsequenzen aus denselben ziehen wolle. Der Steuererlaß von 14 Millionen sei aus den Beschlüssen und unter Zustimmung des Hauses hervorgegangen, und die Regierung habe diese Maßregel nicht anders aufgefaßt, als daß sie eine dauernde sein solle. Jetzt scheine es bald, als ob die Herren der Linken lieber einem Gesetze zustimmen würden, welches den früheren Steuererlaß aufhebe. (Zustimmung in der Fortschrittspartei.) Herr von Benda habe ausdrücklich anerkannt, daß die gegenwärtige Finanzlage eine bessere sei, als die vorjährige, wie wolle er aber dann es rechtfertigen, wenn man den Steuererlaß verwerfe? Der Minister wendet sich sodann gegen die Ausführungen Rickert's und erklärt, daß er nicht glauben könne, daß Herr Rickert seine früheren Voten nur auf die Gesinnungen des früheren Finanzministers Bitter, daß die Finanzlage eine gute sei, basirt habe; das wäre sonst bedauerlich. Er glaube, wenn Herr Camphausen, dessen Finanzpolitik Herr Rickert so hoch gehoben, mit einer Vorlage vor das Haus gekommen wäre, welche bestimmt war, der Staatsverwaltung neue Mittel zuzuführen, daß er gerade auf der linken Seite des Hauses die meiste Opposition gefunden haben würde. Wenn die Abwesenheit des Ministers Maybach hier hervorgehoben werde, so sei er beauftragt, zu erklären, daß Herr Maybach nur wegen Erkrankung fehle, morgen aber wahrscheinlich schon im Hause wieder erscheinen werde.

Ein Antrag auf Vertagung wird hierauf angenommen.

Es folgen noch persönliche Bemerkungen der Abgg. Rickert, von Tiedemann und von Schorlemer-Alst.

Schluß 3½ Uhr.

Nächste Sitzung: Donnerstag 11 Uhr.

Deutschland.

Berlin, 22. November.

— Sechs vom Präsidenten der französischen Republik am 9. November erlassene Dekrete verbieten die Verwendung von Kindern bei der Fabrikation von Salicylsäure, Celluloid und Schwefelchlor, — von Knaben unter 16 und Mädchen unter 18 Jahren zum Treiben von Handwebstühlen, — von minderjährigen Mädchen zum Sortiren von Lumpen in nicht gehörig gelüfteten Lokalen, — von 12—14jährigen Knaben und 14—16jährigen Mädchen zum Ziehen irgend welcher Lasten auf öffentlichen Wegen, — von Kindern zu den staubverbreitenden Manipulationen bei der Verarbeitung von Horn, Knochen und Perlmutter, — und endlich von Kindern zu den auf Dächern ausgeführten Arbeiten der Dachdecker und ähnlicher Handwerker.

Durch diese Verordnung geschah ein neuer Schritt zu dem im Interesse der Gesundheit und Humanität so dringend wünschenswerthen Schutz der jugendlichen Arbeit. Am weitesten greifen dürfte diese Verordnung, indem sie Knaben und Mädchen das Ziehen von Lasten auf den Straßen verbietet. Auch bei uns könnte in dieser Hinsicht noch mehr Rücksicht auf die Kinder genommen werden.

Ausland.

Wien, 20. November. Das „Fremdenblatt" schreibt:

Die Beziehungen unserer Monarchie zu Rußland bilden seit einiger Zeit wieder ein Lieblingsthema der journalistischen Diskussion und wir können leider nicht sagen, daß die Art, wie diese Erörterung von vielen Tagesblättern gepflogen wird, dem Ernst des Gegenstandes entspreche. Gehen doch zahlreiche Organe namentlich der ungarischen Presse, bereits so weit, einen Krieg mit Rußland als etwas Unvermeidliches hinzustellen. Positive Thatsachen, welche geeignet wären, diese Auffassung zu rechtfertigen, werden dabei nicht vorgebracht. Man ergeht sich in Allgemeinheiten, die jedoch, da sie an das stark ausgeprägte magyarische Nationalgefühl appelliren, ihre Wirkung nicht verfehlen. Was dies geradezu frivole Spiel mit dem Kriegsgedanken für einen Zweck haben soll, ist uns unverständlich. Der Satz: „Nichts ist gefährlicher, als wenn man in einem Lande mit der Eventualität eines Krieges zu spielen beginnt und sich in Folge dessen militärische und politische Kreise in die Idee verrennen, der Krieg sei unvermeidlich und es sei daher am besten, man fechte ihn baldmöglichst aus —" dieser Satz hat nicht blos für Rußland, nein, er hat für alle Länder Gültigkeit.

Unser Verhältniß zu Rußland bedarf allerdings noch in mancher Beziehung der Klärung. Die Orientpolitik, welche Rußland seit den Tagen Peter des Großen befolgte, durchkreuzte in mancher Beziehung die Interessensphäre unserer Monarchie; aber wenn jemals ein Moment der friedlichen Auseinandersetzung zwischen uns und dem russischen Reiche günstig war, so ist es der gegenwärtige, wo den Thron der Romanow ein Herrscher inne hat, der als seine vornehmste Regenten-Aufgabe die innere Kräftigung seines großen Reiches betrachtet und hierfür als wichtigste Vorbedingung die Erhaltung des Friedens mit seinen Nachbarn erkannt hat. Alexander III., weit entfernt, die staatlichen Interessen Rußlands mit den Prätensionen des Panslavismus zu identifiziren, perhorreszirt auf's Entschiedenste die chauvinistische Abenteurer-Politik, welche von den Slavophilen gefordert wird. Dies unumwunden anzuerkennen, liegt im Interesse Oesterreich-Ungarns, während man umgekehrt den Panslavisten in die Hände arbeitet, wenn man den Zweifeln an der Aufrichtigkeit der Friedenspolitik des Zaren oder an seiner Kraft, derselben gemäß zu handeln, Nahrung zu geben sucht. Wohl sind auch dem Wollen und Können Alexanders III. dieselben Grenzen gezogen wie allen anderen Sterblichen — es können Zwischenfälle eintreten, welche mit einem Schlage allen Friedens-Bemühungen des Zaren ein Ende machen — aber um solchen Eventualitäten gegen-

über geschützt zu sein, genügt es, sein Pulver trocken zu halten. Daß wir dazu vollauf im Stande sind, dafür haben die Delegationen in patriotischer Opferwilligkeit reichliche Vorsorge getroffen. Jedes Spiel mit dem Kriegsgedanken aber, möge es nun in übertriebener Aengstlichkeit oder in chauvinistischer Großthuerei seine Ursache haben, ist von Uebel.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der weitaus größere Theil der diesseitigen Presse mit uns in der entschiedenen Verurtheilung dieses Spielens mit dem Kriegsgedanken übereinstimmt. Eigenthümlicherweise ergeht sich jedoch eines der hervorragendsten Organe der „Vereinigten Linken“ in seinem Sonntags-Artikel, der auf das Schärfste die „geradezu leichtsinnige und unverantwortliche Weise“ geißelt, womit die ungarische Presse die „Kriegsgefahr“ behandelt, in Betrachtungen, die, allein Beiwerkes entkleidet, in dem Gedanken gipfeln, Oesterreich-Ungarn treibe durch seine 1878 inaugurirte Orientpolitik einem Krieg mit Rußland entgegen. Wir stimmen dem Blatte vollkommen bei, wenn es schreibt: „Ein Krieg mit Rußland wäre für Oesterreich einem Spiele vergleichbar, bei dem man hohen Einsatz ohne Hoffnung auf Gewinn wagt. Der Sieg brächte uns keinen Vortheil und die Folgen einer Niederlage auszumalen, sträubt sich die Feder.“ Wir antworten denn auch auf die an diese Worte geknüpfte Frage: „Soll man nicht Alles aufbieten, um den Krieg gegen Rußland zu vermeiden?“ mit einem entschiedenen Ja. Indessen vermögen wir das Mittel, welches die „Neue Freie Presse“, um einem Krieg mit Rußland aus dem Wege zu gehen, vorschlägt, nämlich den Bruch mit unserer während der letzten Jahre befolgten Orientpolitik, schon deshalb nicht als probat zu erkennen, weil das Diktum, womit dieses Mittel empfohlen wird, ebensowenig unseren politischen Anschauungen wie unseren historischen Erfahrungen entspricht. Seit den Tagen Peters des Großen, werden wir nämlich belehrt, habe wohl zwischen Oesterreich und Rußland im Hinblick auf den Orient eine gewisse Eifersucht bestanden; allein „die Gefahr, daß die beiden Staaten sich wegen des Orients feindlich gegenübertreten könnten, sei ganz frischen Ursprungs, sie bestehe erst, seit wir in Bosnien und der Herzegowina eingerückt seien.“ Was man doch Alles lernt, wenn man alt wird. Die Gefahr, daß sich Rußland und die habsburgische Monarchie wegen der Balkanländer bekriegen könnten, hat bis vor vier Jahren nie ernstlich bestanden. Sie ist erst drohend geworden, seit sich Graf Andrassy auf dem Berliner Kongreß die Ermächtigung zur Okkupation Bosniens ertheilen ließ und seit Graf Taaffe, das Uebel vollzumachen, im Innern eine „slavenfreundliche Politik“ inaugurirte. Es ist danach nicht wahr, daß schon Josef II. schrieb: „Wenn die Russen mit Gewalt die Donau passiren und auf Adrianopel losgehen, dann ist für uns die Zeit gekommen, mit einem Truppenkörper die Donau zu besetzen und den Russen den Rückzug abzuschneiden oder sie zu schleuniger Rückkehr zu bewegen, wobei man ihre Armee vernichten kann.“ Umgekehrt ist auch nie vor 1878 von einem Russen der Satz aufgestellt worden, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien führe. Es ist auch nur Fabel, daß österreichische Truppen während des Krimkrieges die Donaufürstenthümer besetzten und die Theilnahme unserer Monarchie am Kriege gegen Rußland nur an einem Haare hing. Ebenso ist es eine bloße Erfindung, daß während des letzten russisch-türkischen Krieges zahlreiche Stimmen in beiden Reichshälften ein kriegerisches Eintreten Oesterreich-Ungarns für die Türkei forderten. Ueberhaupt denken an einen Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland ernste Leute erst seit der Okkupation Bosniens und der Herzegowina und seit dem Ministerium Taaffe!

Doch warum hierüber noch weiter ein Wort verlieren! Wer die Entwickelung, welche die orientalischen Verhältnisse während der letzten 100 Jahre genommen haben, nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, muß sich darüber klar sein, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland nicht erst durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina heraufbeschworen worden ist. Höchstens könnte die Frage aufgeworfen werden, ob durch die Okkupationspolitik und ihre Konsequenzen der lange bestehende Antagonismus zwischen den österreichischen und russischen Orient-Interessen nicht vielleicht derart verschärft wurde, daß ein kriegerisches Aufeinanderplatzen der beiden Reiche unvermeidlich geworden sei. Indessen auch diese Frage muß entschieden verneint werden; bejahend kann sie nur Derjenige beantworten, welcher die staatlichen Interessen Rußlands mit den chauvinistischen Wünschen des Panslavismus zusammenwirft. Der Panslavismus wurde durch die Besetzung Bosniens und der Herzegowina allerdings ebenso empfindlich getroffen, wie durch die Anbahnung eines freundnachbarlichen Verhältnisses unserer Monarchie zu Serbien; aber den berechtigten Interessen des russischen Reiches geschieht dadurch, daß Oesterreich-Ungarn in seiner Interessensphäre den panslavistischen Wühlereien mit Erfolg entgegenarbeitet, kein Abbruch. Den Zorn der Panslavisten haben wir reichlich verdient, und derselbe wird sich um so lebhafter manifestiren, je freundschaftlicher sich das Verhältniß der Balkanslaven zu unserer Monarchie gestaltet. Daraus kann man aber doch unmöglich die Folgerung ziehen, daß die Politik, welche zu diesem Resultate geführt hat, eine falsche, irrthümliche sei, mit der sobald wie möglich gebrochen werden müsse. Wir wenigstens folgern daraus das Gegentheil: wir meinen, daß eine Politik, welche den unversöhnlichen Feinden unserer Monarchie gefährliche Waffen entwindet, für Oesterreich-Ungarn gut und nützlich ist. Nebenbei aber ist diese Politik auch eine friedliche, denn sie kreuzt die Pläne der gefährlichsten Feinde des europäischen Friedens, der Panslavisten.

Provinzielles.

Stettin, 23. November. Aus dem Kleidergeschäft Bollwerk Nr. 25 wurde vorgestern von einem Menschen, welcher daselbst zwei Blusen kaufte, ein großes Umschlagetuch im Werthe von 36 Mark und einer Mönchenstraße 31 wohnhaften Kaufmanns-Wittwe in der Zeit vom 15. bis 18. d. M. aus ihrem Schlafzimmer ein goldenes Medaillon in länglicher Form im Werthe von 50 M. gestohlen.

— Der Fleischergeselle Fritz Schittke, welcher gestern von seinem Meister, dem Fleischermeister Kohlhase aus Alt-Damm, vom Markt aus mit dem Wagen nach Hause geschickt wurde, hat letzteren im Gasthof „Zur grünen Eiche“ stehen lassen und ist flüchtig geworden, nachdem er 64 Mark eingezogene Gelder und 2 Schinken unterschlagen hat.

— Ueber die Strandung der deutschen Bark „Ceres“, Kapitän Bartels aus Wolgast, von welcher wir gestern unter Wolgast Mittheilung machten, liegt heute ein ausführlicher Bericht aus Prerow vor. Danach ankerte die Bark in der Nacht vom 17. auf den 18. d. Mts. wegen ungünstigen Windes vor Zingst, ging aber, wie der Sturm immer stärker wurde, in der Befürchtung, auf den Strand zu gerathen, gegen 3 Uhr unter Segel, hat dann auf der Prerowbank heftig gestoßen, ist leck geworden und dann ungefähr $6^1/_2$ Uhr auf dem Darßerort-Riff gestrandet. Die fürchterliche Brandung ging sofort über das Schiff hinweg, riß Boote, Schanzkleidung und Alles von Bord, der Besahnmast brach, der Hauptmast mußte, um das Kentern und Zerbrechen des Schiffes zu verhüten, gekappt werden; 2 Leute wurden in die Fluthen gerissen und die übrige Mannschaft mußte sich am Maststumpf festbinden, um sich mit größter Noth gegen die Wellen zu halten. Um $7^1/_4$ Uhr gelangte mündliche und telegraphische Nachricht an's Strandamt, und schon um $7^1/_2$ Uhr fuhr das Rettungsboot „Graf Behr-Negendank“, mit 6 Pferden bespannt, aus dem Schuppen dem Strande zu, und wurde zwischen hier und Zingst in See gebracht. Bei der furchtbaren Brandung, der hohen See und dem rasenden Strome erreichte es, nachdem es wiederholt vollgeschlagen, nach unsäglicher Anstrengung ungefähr um 12 Uhr das verunglückte Schiff. Ueber dasselbe rasten nun die Wellen förmlich hinweg und Trümmer trieben auf der Leeseite daneben, so daß es dem Boote unmöglich war, sich an das Schiff zu legen. Es mußte also so nahe wie irgend thunlich vor Anker gehen und der Besatzung des Wracks eine Leine zuwerfen, woran sich dann zur Zeit immer ein Mann befestigte und von dem bereits glatt rasirten Verdecke in die Brandung und darauf in's Boot gezogen wurde. Wie nun in dieser Weise nach $1^1/_2$stündiger in größter Todesgefahr verbrachter Arbeit die sechs Mann vom Verdeck genommen sind, erfährt die Boots-Besatzung, daß der Kapitän noch in der Kajüte ist, welche er vorhin trotz Bitten und Zureden des Steuermanns und der Leute nicht habe verlassen wollen, vielleicht auch nicht mehr habe verlassen können, und jetzt auch trotz allen Zurufens nicht mehr zum Vorschein kommt. Vom Boote aus ist aber unmöglich, an Bord des Schiffes zu kommen, auch kann das Boot hier nicht länger warten, da die Brandung immer heftiger wird und dasselbe einmal über das andere vollschlägt, auch die Geretteten zu erstarren drohen und blieb denn leider der Kapitän zurück. Auch die kürzere Rückfahrt war mit Gefahr verknüpft, jedoch erreichte das Boot gegen 2 Uhr glücklich das Ufer, seine Besatzung total durchnäßt und entkräftet, die Schiffbrüchigen aber in einem traurigen Zustande. Keiner konnte allein gehen und starb der Koch bald nach der Landung, wogegen die Uebrigen schnell mit trockener Kleidung 2c. versehen wurden und sich bald erholten. Nachdem nun bekannt wurde, daß der Kapitän noch an Bord sei, versuchten 8 kühne und gewandte Männer, noch einmal an das Wrack zu kommen, aber bevor sie dasselbe erreichten, wurde es vollständig zertrümmert und war, da es auch bereits zu dunkeln begann, aus ihrem Gesichtskreise verschwunden. Heute ist nichts mehr vom Schiffe zu sehen als die an das Ufer treibenden Trümmer und haben wir also die traurige Gewißheit, daß Kapitän Bartels ertrunken ist. Die Leichen der beiden vorher fortgerissenen Leute sind bereits aufgefunden und werden am Mittwoch mit dem verstorbenen Koch beerdigt werden.

Begründung der deutschen Mäßigkeits-Gesellschaft.

Die hundert Männer aus allen Theilen von Deutschland, welche sich am 8. Oktober in Frankfurt a. M., theils persönlich anwesend, theils durch ausdrückliche Zustimmungs-Erklärungen verbanden, eine allgemeine nationale Gesellschaft zur Bekämpfung der Trunksucht ins Leben zu rufen, haben ein Komitee hinterlassen, dem die Aufgabe zufällt, die eigentliche konstituirende Versammlung vorzubereiten und die Werbung von Mitgliedern in Gang zu setzen. Es ist ein getreuer Auszug der Gesammtheit, was die Umfassung verschiedener Stände und Parteistandpunkte betrifft. Weder Liberal noch Konservativ waltet in ihm einseitig vor; und doch besteht es auch keineswegs aus lauter Vertretern der rechten Mitte. Sein Geschäftssitz ist in Bonn; dort wohnt der Vorsitzende, Geh. Medizinalrath Professor Dr. W. Nasse, als Irrenarzt lange und rühmlich bekannt. Unmittelbar zur Seite als Berather stehen ihm sein Bruder, der Vorsitzende des Vereins für Sozialpolitik, Professor Dr. Erwin Nasse, und der namhafte Gesundheitspfleger Prof. Dr. Finkelnburg. Hervorragende Aerzte sind außerdem noch zwei im Komitee: Geh. Sanitätsrath Märklin in Wiesbaden, der 1880 in Hamburg dem Kongreß deutscher Gesundheitspfleger kraftvoll präsidirte, und Sanitätsrath Dr. Baer in Berlin, der Verfasser des berühmten Buches über den Alkoholismus. Dann kommen die Sozialpolitiker Oberbürgermeister Miquel in Frankfurt a. M., L. F. Seyffardt in Krefeld, Direktor Dr. Emminghaus in Gotha und A. Lammers in Bremen. Den geistlichen Stand vertreten würdig Konsistorialrath Natorp in Düsseldorf, Leiter der rheinisch-westfälischen Gesellschaft, und neben ihm ein thätiger Schriftsteller über Mäßigkeitsfragen, Pastor Pieper in Meyland bei Cleve. Endlich hat das ursprüngliche Einlader-Komitee sich noch Bürgermeister Klöffler und Oberlehrer Dr. Wittich in Kassel kooptirt, wo die konstituirende Versammlung der Gesellschaft im Frühjahr, und wahrscheinlich vorher auch zwischen Weihnachten und Neujahr eine Komiteesitzung halten wird.

Einstweilen, und bis auf Grund von Aufruf und Gesellschafts-Statut systematisch geworben werden kann, wird sicher jedes Komitee-Mitglied gern bereit sein, Anmeldungen zum Beitritt und Beiträge für die Kasse der entstehenden Gesellschaft anzunehmen.

Auf große Mitgliederzahl und bedeutende regelmäßige Einnahmen ist das Unternehmen von vornherein angelegt, da es von einer ständigen, ihm sich ganz widmenden Geschäftsführung unter Aufsicht des Vorstandes betrieben werden soll, und hierzu die tüchtigste sich darbietende Kraft nicht leicht zu werthvoll sein kann. Denn auf einen langen schweren Kampf wird man sich gefaßt machen müssen — auf einen Kampf, dessen glückliche Führung das klarste sozialpolitische Verständniß und Urtheil voraussetzt neben solchem Fachwissen, wie es schon in dem vorläufigen geschäftsführenden Komitee so reichlich und gediegen vertreten ist.

Kunst und Literatur.

Emil Naumann, Illustrirte Musikgeschichte. Lieferung 14—18.

Auf keinem Kunstgebiete wuchert der leidige Dilettantismus in so krasser Weise, wie in der Musik. Erst durch eingehendes Studium der Musikgeschichte an der Hand eines so tüchtigen Lehrers, wie Professor E. Naumann, wird dem Laien das Verständniß für die hohe Macht der Töne erschlossen, weicht das dumpfe Fühlen einem klaren Erfassen.

Die an dieser Stelle bereits öfter erwähnte Musikgeschichte (Verlag von W. Spemann) können wir für obigen Zweck nicht warm genug empfehlen. Die vorliegenden neuesten Hefte (14—18), welche die Musik der Niederländer hauptsächlich behandeln, bestätigen unser früheres, durchaus anerkennendes Urtheil in vollstem Maße. Auf eine in vollendetem Farbendruck ausgeführte Kunstbeilage möchten wir zum Schluß noch besonders aufmerksam machen, es stellt eine musizirende Gruppe aus Orcagnas „Triumph des Todes“ im Campo santo zu Pisa dar mit der Unterschrift: Il sogno della vita.

Handbuch über Gemeinheitstheilungs-, Auseinandersetzungs-, Reallasten-Ablösungs-, Rentenbank-Angelegenheiten, über das Abgabenregulirungs- und Vertheilungsverfahren, ferner über direkte Steuern, insbesondere Klassen- und klassifizirte Einkommensteuer, Pensions- und Wohnungsgeldzuschuß-Gesetze, Tarife und Tabellen, Gesetze und Verordnungen 2c., über das Grundeigenthum mit Auszug aus der Grundbuch-Ordnung für das deutsche Reich nebst Kommentar zu derselben, gemeinnützliche Angelegenheiten für das öffentliche Leben, Post und Telegraphie 2c., zusammengestellt und herausgegeben von Reinhold Schöner, königlich preußischer Rentenbank-Buchhalter a. D. Breslau bei Schottländer.

Schon an dem ganz speziell gehaltenen Titel dieses Handbuches ist zu erkennen, daß dessen Verfasser äußerst genau, ja pedantisch zu Werke geht, daß er seine Materien populär zu behandeln verstanden und nicht das geringste Wesentliche außer Acht gelassen hat. Das Buch soll nach dem Prospekt in vier Theile zerfallen; im I. ist hauptsächlich den Gemeinheitstheilungs-, Reallasten-Ablösungs- und Auseinandersetzungs-, sowie Rentenbank-Angelegenheiten für Jedermann faßlich Rechnung getragen; im II. erscheinen die für preußische und Reichs-Beamte wichtigen Gesetze über Pensionswesen, Wohnungsgeldzuschuß 2c.; der III. umfaßt u. A. alle Vorschriften über Klassen- und klassifizirte Einkommensteuer, Steuer-Reklamationen 2c., und der IV., nebst vielem Gemeinnützlichen, allerlei behördliche Vorschriften und Entscheidungen in Post- und Telegraphen-Angelegenheiten, die Konkursordnung mit Kommentar 2c.

Um die Anschaffung des Werkes sehr zu erleichtern, wird dasselbe durch alle Buchhandlungen in 15 Lieferungen à 50 Pfennig ausgegeben. Lieferungen 1 bis 3 befinden sich in unseren Händen und bestätigen in vollem Maße die Gediegenheit und praktische Verwendbarkeit des gesammten Inhalts. [315]

Vermischtes.

— (Unter einem Dache.) Aus Wien erzählt die „N. Fr. Pr.“ folgendes lustige Geschichtchen: „Wie gut und schön ist es doch, wenn Freunde unter Einem Dache wohnen!“ So dachte sich auch ein Bankier, der sein Heim in einem eleganten Hause auf dem Ring aufgeschlagen und dem das Schicksal vor Kurzem einen Advokaten zum Schwiegersohn bescheert hat. Das junge Paar sollte in demselben Hause sein Nestchen finden. Das ging aber nicht so leicht, wie sich Papa vorstellte. Keine der vielen Wohnungen wurde geräumt, und der Wunsch des alten Herrn wollte sich nicht verwirklichen. Da kam dem Letzteren ein rettender Gedanke. Im Hause wohnte auch ein Freund, ein Großindustrieller, dessen Wohnräume für das junge Paar sich wunderbar eigneten. Es war allerdings keine Aussicht vorhanden, daß dieser sein wohnliches Heim aufgeben werde, wohl aber kannte Papa ein kleines Hausmittelchen, das auf Hausherren und Administratoren selten seine Wirkung verfehlt. Er begab sich zu dem Administrator des Hauses und bot für die Wohnung des Freundes einen um 400 Gulden höheren Betrag, als der bisherige Preis ausmachte. Dieses Angebot wurde angenommen, und der Großindustrielle erhielt zu seinem größten Erstaunen — die Kündigung. In hohem Grade erregt, begab er sich zu dem Administrator, um die Ursache dieser Maßregel zu erfahren. Nach einigen Ausflüchten rückte der Hausverwalter endlich mit der Wahrheit heraus. „Also das ist die Ursache“, rief der Industrielle aus. „Nun, da ist ja zu helfen. Ich biete Ihnen 800 Gulden mehr für die Wohnung des Bankiers!“ Seinen Prinzipien getreu nahm der Administrator auch dieses Angebot an, und der Papa, der eben seiner Familie die freudige Nachricht von dem Erfolge seines Mittelchens mittheilte, erhielt in aller Form ausgestellt — die Kündigung. Nun hatte wohl das junge Paar, nicht aber Papa die Wohnung im Hause, und der Letztere sah sich genöthigt, ein neues Heim zu suchen. Ehe er aber auf die Suche ging, wollte auch er den Grund der plötzlichen Kündigung erfahren. Der Administrator hielt nicht hinter dem Zaune, und man kann sich Papas Mienen vorstellen, als er sich so mit seinen eigenen Waffen geschlagen sah. Die Sache wurde übrigens beigelegt. Der Bankier und der Industrielle blieben Beide im Hause, aber auch die Steigerung, die sie sich gegenseitig zu Theil werden ließen, ist ihnen als theures Andenken geblieben. Das junge Paar aber sucht noch heute eine Wohnung in der Nähe von Papa.

— (Im Grabe geboren.) Das Warschauer Journal „Medycyna“ erzählt folgenden schauderhaften Fall: Unlängst starb bei Warschau die 27jährige Bäuerin A. W., welche sich im neunten Monat der Schwangerschaft befand. Der Tod trat unverhofft ohne alle vorhergegangenen Krankheitssymptome ein. Da aber die Verstorbene häufig von ihrem Gatten mißhandelt wurde, so kam man nach dem Tode der Frau auf den Verdacht, daß dieselbe vielleicht von ihrem Gatten ermordet worden sei. Dieses Gerücht drang auch zu der Behörde, welche die Leiche sofort ausgraben ließ. Wie groß war aber das Staunen der Gerichtskommission und aller bei der Ausgrabung der Leiche anwesenden Privatpersonen, als man den Sarg öffnete und zu Füßen der Frauenleiche ein todtes neugeborenes Kind fand. Dasselbe war ganz ausgewachsen und — im Grabe zur Welt gekommen, wo es noch einige Stunden lang gelebt hatte. Das Grab seiner Mutter war also seine Wiege und zugleich seine Grabstätte . . . Was die Mutter anbelangt, so wurde konstatirt, daß dieselbe im bewußtlosen Zustand lebendig zur Erde bestattet wurde und, nachdem sie erwacht, im Grabe das Kind unter schrecklichen Martern zur Welt gebracht habe. Dies bewiesen das auf den Lippen der Mutter eingetrocknete Blut, die zwischen den Zähnen zusammengebissene Zunge und die fest zusammengepreßten Finger der beiden Hände.

— (Seltener Kindersegen.) In Traiskirchen bei Baden brachte die Frau eines armen Kleinbauern, Anna Täubler, 73 Jahre alt, vor einigen Tagen Zwillinge — zwei Knaben — zur Welt. Dieselben sind vollkommen gesund und lebensfähig. Der Vater, Johann Täubler, befindet sich im Alter von 86 Jahren. Die beiden Eheleute, die über diesen Familienzuwachs sehr große Freude äußern, hatten seit circa dreißig Jahren keine Kinder. Das hochbetagte Paar erfreut sich noch eines Sohnes, der 45 Jahre zählt, und einer 38jährigen Tochter, die verheirathet ist und dermalen eine Familie von achtzehn Kindern besitzt.

— (Pünktlicher Vollzug.) Herr: „Ja, was soll denn die Lampe bei meinem Gummibaum?“ — Magd: „Sie haben vor Ihrer Abreise befohlen, daß der Gummibaum Licht haben sollte, und da habe ich jeden Abend die Lampe angezündet und den Baum dazu gestellt, sehen Sie, er ist wieder um zwei Blätter gewachsen.“

Oberhausen. (Schöne Gegend) Der „Essener Volkszeitung“ schreibt man: „Sehr böse Streiche sind hier und in der Umgegend in der jüngsten Zeit von noch schulpflichtigen Burschen verübt worden. In Dümpten hat so ein Bursche einem andern mit dem Messer in den Rücken gestoßen. In Styrum mußte ein Knabe mehrere Tage das Bett hüten, weil ein guter Kamerad ihm einen Stich in das Bein beigebracht hatte, und hier kam ein Knabe schreiend nach Hause gelaufen, der die abgebrochene Spitze einer Messerklinge noch im Kopfe stecken hatte. Ein hiesiger älterer Lehrer berichtet uns folgenden Fall: Ein zwölfjähriger Knabe, welcher während der Spielzeit wegen wiederholter Vergehen eine fühlbare Ermahnung vom Lehrer erhalten sollte, sprang plötzlich zum nahe stehenden Kohlenkasten, ergriff das Ofeneisen und mit dem Ruf: „Himmel — Donnerk . . .“ stürzte er auf den Lehrer zu. Als darauf das Schulkollegium zusammentrat, äußerte der Bube zu einem andern Lehrer auf die Frage, weshalb er seinen Lehrer habe schlagen wollen, die Worte: „Der wollte mich auch hauen!“ Angesichts solcher Vorgänge wurde hier in einer Versammlung die Frage erörtert, ob es nicht gerathen erscheine, die Einrichtung eines Einsperrungslokals für die Volksschule bei der Gemeinde zu beantragen. Es möge noch bemerkt werden, daß ein Bursche vom Schulbesuch dispensirt werden mußte, weil er wegen Vagabondage und wiederholter Diebstähle, die derselbe theilweise auf der letzten Essener Kirmeß verübt hatte, in das Gefängniß gesetzt wurde.“

Aus unserer Zeit.

Roman von Theodor Küster.

22)

„Ich habe meinen Mann und vier Söhne verloren!“ klang es an ihr Ohr. Es war die mit ihr gerettete Frau, die so sprach. „Ja, meinen Mann und vier erwachsene Söhne, den Stolz und die Freude meines noch übrigen Lebens!“ — Die Arme kauerte neben Marie und hüllte sich fröstelnd in eine Decke, ihr Gesicht, von wirren grauen Haaren umrahmt, war abgezehrt und stumm, resignirt blickte sie auf die junge Frau. Auch Andere unter den Geretteten hatten Angehörige verloren — sie stand nicht allein da mit ihrem Schmerz; die Matrosen jammerten über ihre verlorene Habe, ihr Alles, und überlegten, wie lange die vorhandenen wenigen Mundvorräthe ausreichen würden, und ihre Mienen wurden sehr bedenklich, als sie feststellten, daß bei knapper Eintheilung die Lebensmittel auf drei, höchstens vier Tage langen könnten. Eine erste Vertheilung ward gegen Mittag vorgenommen, doch Marie wies das auf sie Entfallende zurück, gutmüthig sagte einer der Seeleute zu ihr:

„Nehmen Sie einen ordentlichen Schluck Rum, er macht warm und stärkt Leib und Seele!“

Und der biedere Matrose drang so lange in Marie, bis diese endlich halb widerwillig einen Zwieback zerbrach und ihn mit Rum befeuchtet aß. Sie hatte seit dem Abend vorher nichts genossen und fühlte sich nach den wenigen Bissen allerdings sehr gestärkt, doch ihr Kopf schmerzte heftig und kalte Schauer überliefen ihren Körper.

„Wie lange können wir es so aushalten in dem Boot hier?“ fragte ein Unglücksgenosse in Marie's Nähe.

„Wenn kein Sturm kommt, die See ruhig bleibt, kann jederzeit ein Schiff in Sicht kommen, das uns aufnimmt und je nach seinem Kurs entweder nach Europa oder Amerika bringt; auf einige Tage müssen wir uns immerhin gefaßt machen,“ antwortete der Offizier. „Auch die nächsten Stunden schon können uns Erlösung bringen, denn nach meiner Ueberzeugung und unserer letzten Messung an Bord der „Sphinx“ befinden wir uns im New-yorker Kurs und noch etwa fünfhundert Seemeilen von Sandy Hook entfernt.“

Das war wohl ein Trost, aber immerhin ein schwacher, und sprach nicht vielleicht der Offizier nur so, um den Muth — den moralischen wie den physischen — seiner Leidensgenossen aufrecht zu erhalten?

Der Nebel war langsam geschwunden, der Horizont ganz klar geworden und die Sonne brannte in ungehemmter Kraft auf die Leute in dem Booten herab. Prüfend schauten die Seeleute über die weite Meeresfläche hin und mit zufriedener Miene prophezeiten sie übereinstimmend andauernd gutes Wetter.

All' die geführten Reden und Meinungsaustausche klangen in Marie's Ohr, als kämen sie aus weiter Ferne; ihr war deren Inhalt und Gegenstand gleichgültig, ebenso ob sie gerettet wurden, oder ob früher oder später auch ihnen ein feuchtes Grab auf Meeresgrund zu Theil ward: das Leben — jetzt nach dem Verlust ihres Kindes — war werthlos für sie geworden und kein auch noch so furchtbarer Sturm würde ihren Gleichmuth zu erschüttern vermocht haben. Kein Schutz gegen die sengende Sonnengluth bot sich, so ward denn der anbrechende Abend mit Jubel begrüßt, denn er brachte etwas Kühlung und machte den gänzlichen Mangel trinkbaren Wassers weniger fühlbar. Bis dahin hatte alles Blicken über die unabsehbare Wasserfläche weder einen fernen Segler noch den langen Rauchschweif eines Dampfers in Sicht gebracht.

Marie schloß während der Nacht, die nun kühl und sternenhell über dem Meere lag, kein Auge, ihr Kopf schmerzte sie entsetzlich, der Durst quälte sie furchtbar und Fieberschauer schüttelten sie; mehr und mehr schwand die Klarheit ihrer Gedanken und als der Morgen kam, da lag sie in vollen Fieberphantasien und die anderen Schicksalsgefährten betrachteten mitleidig und achselzuckend die unglückliche junge Frau.

„Armes Kind!“ sagte die ältere Frau, das einzige weibliche Wesen außer ihr im Boote. „Sie ist zu zart, um Solches auf die Dauer zu ertragen, sie wird die Erste sein, welche erliegt.“ Sie bettete Marie's Kopf in ihren Schoß und kühlte deren fieberheiße Stirn mit Meerwasser.

Und der andere Tag brach abermals wolkenlos an und die Sonne sandte wiederum glühende Strahlen herab auf die Verlassenen inmitten des endlosen Weltmeeres. Die Mattigkeit infolge des Wassermangels begann sich allgemein fühlbar zu machen und hier und da wurden Aeußerungen laut, welche auf die nahende Verzweiflung schließen ließen. Der ohnehin geringe Mundvorrath mußte bereits in winzige Portionen eingetheilt werden und Hunger und Durst vereinten sich, die armen Menschen zu quälen, deren Mancher Marie um ihre andauernde Bewußtlosigkeit beneidete, vermöge deren sie weder die Pein von Hunger und Durst empfand, noch um Rettung sich ängstigte. — Auch dieser zweite Tag verging, ohne daß irgend ein Schiff bemerkbar geworden wäre.

Am dritten Tage endlich, nachdem das andere Boot während der Nacht vollständig außer Sicht gekommen, entdeckten die kundigen Augen der Seeleute am fernen Horizont einen kaum erkennbaren Punkt, den alle für ein großes Schiff erklärten. Neubelebt durch die Hoffnung auf endliche Erlösung aus ihrer qualvollen Lage, strengten die Matrosen all' ihre Kräfte an, um mit Hülfe ausdauernden, durch Abwechselung ermöglichten Ruderns, an dem sich auch die männlichen Passagiere gern betheiligten, das Schiff zu erreichen oder ihm doch so nahe zu kommen, daß man sich dessen Besatzung durch Zeichen oder Signale bemerkbar machen konnte. Immer größer und deutlicher ward jener Punkt, und daß man da ein Schiff vor sich hatte, ließ sich nicht mehr bezweifeln. Sein Kurs war allem Anschein nach ein südöstlicher und der Offizier im Boote der Schiffbrüchigen steuerte so, um dem großen Segelschiff, als welches es nun deutlich erkennbar wurde, in seitlicher Richtung nahe zu kommen. Vielleicht noch eine gute Stunde und das fremde Schiff mußte die armen Verlassenen bemerken, wenn nur die einbrechende Nacht es nicht verhinderte. Eine Aufregung ohne Gleichen beherrschte die Gemüther der Unglücklichen — nur Marie wußte nichts von alledem. In ihren wilden Phantasien bewegte sie sich in längstvergangenen Zeiten, dann sprach sie wieder mit ihrem Max und liebkoste ihn. Niemand achtete mehr auf sie, nur die alte Frau saß neben ihr und deckte die Kranke mit ihrem Körper vor den versengenden Strahlen der Sonne.

Noch weit war das große Segelschiff entfernt und schon sahen die ängstlichen Augen der auf Rettung Hoffenden immer tiefer die Sonne sinken, damit auch mehr und mehr die Wahrscheinlichkeit schwinden, noch von dort aus bemerkt zu werden, denn nach Eintritt der Dunkelheit war nicht mehr daran zu denken, dem Rettungsschiffe so nahe zu kommen, wie erforderlich gewesen wäre, um Hülfe durch dasselbe zu verlangen. Man hatte helle Tücher an eines der Ruder gebunden und so ein dürftiges Nothsignal errichtet, doch die Entfernung war noch zu bedeutend und die Nacht brach endlich herein, das Schiff entschwand den Augen der in weiter Wasserwüste Verlassenen. Jetzt begann Verzweiflung sich der Unglücklichen zu bemächtigen, deren moralische Kraft gebrochen schien, die mit den Qualen des Hungers und den weit furchtbareren des unstillbaren Durstes zu kämpfen hatten. Mehr die äußerste Ermattung, als der Schlaf ließ Alle die Nacht in Stille verbringen, nur dann und wann ließen Seufzer sich hören oder ein halbunterdrückter Fluch, ein leises Gebet, eine Verwünschung; dazwischen sprach Marie hastig und ängstlich von allem Möglichen, von tausenderlei verschiedenen Dingen, wie eine erhitzte Fieberphantasie sie ihrem kranken Gehirn zuführte. Als der Morgen zu grauen begann, da lagen Alle, ohne Ausnahme, in tiefem Schlaf im Boote; ohne Steuerkraft noch Ruder trieb das kleine Fahrzeug auf dem immerglatten Meeresspiegel plan- und ziellos umher.

Endlich erwachte ein alter Matrose. Erst prüfte er Wind und Wetter, dann fiel sein Blick auf die schlafende Marie Gruner, deren eingefallene Augen und Wangen ihn mit Mitleid erfüllten; mit seiner harten, schwieligen Hand strich er behutsam das blonde, wirre Haar von der weißen Stirn zurück. Es wurde dem wettergebräunten Seemann so weich um's Herz, als er diese todesmatte Frau mit den madonnenhaft schönen Zügen so hülflos und krank da vor sich liegen sah, ihren Kopf gebettet in den Schoß der älteren Frau, die ebenfalls fest schlief. Er selbst hatte nie ein Weib sein genannt, das Meer war ihm Heimath und Geliebte gewesen — das endlose Meer. Von Jugend auf mit ihm ver-

Börsen-Bericht.

Stettin, 22. November. Wetter schön, Nachts leichter Frost. Temp. + 1° R. Barom. 28" 1"'. Wind SW.

Weizen ruhig, per 1000 Klgr. loko gelb. 167—174, weiß. 167—176, geringer 152—162 bez., per November 179—178 bez., per November-Dezember 174—173,5 bez., per April-Mai 178,5 bez., per Mai-Juni 179—179,5 bez., per Juni-Juli 181 Gd.

Roggen still, per 1000 Klgr. loko inl. 125—132, geringer 117—122 bez., per November 136,5—136,75—136,5 bez., per November-Dezember 135—135,5 bez., per April-Mai 134,5 bez., per Mai-Juni do.

Gerste matt, per 1000 Klgr. loko Oderbr. u. Märk. 117—122, geringe 105—115, feine 138—155 bez.

Hafer still, per 1000 Klgr loko pomm. 115—125 bez

Winterrübsen unverändert, per 1000 Klgr. loko per April-Mai 289 Bf.

Rüböl per 100 Klgr. loko ohne Faß bei Kleinigk. flüss. 65 Bf., per November 63,5 bez., per April-Mai 64,75 bez.

Spiritus ruhig, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 53,5 bez., per November 53,2 Gd., per November-Dezember 52,8 bez, per April-Mai 54,3—54,4 bez., per Mai-Juni 54,8 bez., 54,9 Bf. u. Gd., per Juni-Juli 55,7 Bf. u. Gd.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,4 tr. bez., Kleinigk. 8,5 tr. bez, alte Us. 8,7 tr. bez.

Landmarkt. Weizen 160—174, Roggen 130—136, Gerste 110—125, Hafer 120—130, Erbsen 150—175 Kartoffeln 45—51, Heu 1,5—2,5, Stroh 15—18.

traut und auf ihm lebend, sollte er nun voraussichtlich in seiner Umarmung untergehen . . . . Ihm war das Grab auf Meeresgrund schon recht, hatte er doch nie ein anderes erwartet — aber die schöne, kranke Frau da vor ihm, die that ihm leid und tiefseufzend blickte er zum Himmel auf.

Da plötzlich schaute der alte Marine-Veteran starr auf einen Punkt in nordwestlicher Richtung — es war nicht das Segelschiff von gestern, das war längst außer Sicht, aber was der Matrose mit scharfem und langjährig geübtem Auge entdeckte, das war ein großer Dampfer mit Kurs nach Europa zu.

„Gott sei gelobt, nun sind wir gerettet!" ertönte es aus der breiten Seemannsbrust. Er ließ trotzdem die Anderen ruhig schlafen, handhabte kräftig die Ruder und war bemüht, das Boot dem Dampfer näher zu bringen.

Nach und nach erwachten auch die übrigen Insassen des Bootes und Einer nach dem Andern erkannte die nahende Rettung, die ersehnte Erlösung von Hunger und Durst und tausendfacher Todesqual. Bald waren denn auch die Schiffbrüchigen bemerkt worden an Bord des Dampfers und dieser hielt ersichtlich auf die Unglücklichen zu, welche ein Nothsignal, wie am Tage vorher, aufgesteckt und alles Mögliche gethan hatten, um sich in Sicht zu bringen.

Es war aber auch in der That die höchste Zeit gewesen, daß die Rettung kam, denn am fernen Horizont begannen drohend Wolken sich zu ballen, deren Entladung dem zerbrechlichen Boot ein schnelles Ende bereitet haben würde; schon über vierundzwanzig Stunden hatten die Armen keine Nahrung zu sich genommen, waren vier Tage auf dem Meere umhergetrieben worden, schwache Rationen von Zwieback und Rum hatten ihre einzige Nahrung gebildet seit der Katastrophe der „Sphinx"; die eingefallenen Augen, die bleichen Gesichter der Leute sprachen deutlich genug, und Gott weiß, was geschehen wäre, hätte der große Dampfer nicht endlich Hülfe verheißen!

Und er leistete sie.

Man hatte dort die Nothsignale gesehen und bald befand sich das Boot der „Sphinx" an der heruntergelassenen Schiffstreppe der „Andromeda", eines auf der Fahrt nach Southampton begriffenen deutschen Handelsdampfers. Die Verunglückten fanden die freundlichste, herzlichste Aufnahme und in jeder Hinsicht ward für sie gesorgt. Voller Entsetzen vernahm man auf der „Andromeda" den Bericht über die Katastrophe der „Sphinx" und die vielen dabei zu Grunde gegangenen Menschen. Man spähte aus nach dem andern Boot, doch vergeblich, nicht die mindeste Spur desselben war mehr zu finden; so blieb denn nur die Hoffnung übrig, seine Insassen möchten von einem anderen Schiff aufgenommen worden sein.

Der Schiffsarzt auf der „Andromeda" machte ein sehr bedenkliches Gesicht, nachdem er Marie Gruner's Zustand untersucht hatte; ein hochgradiges Nervenfieber hatte sie ergriffen und der Arzt sorgte für die beste und ununterbrochene Pflege seiner Patientin, für deren trauriges Schicksal er die größte Theilnahme zeigte. Ob er Marie dem Leben erhalten würde, das ließ sich vor der Hand nicht mit auch nur annähernder Sicherheit behaupten; er schien selbst an einem glücklichen Ausgang der überaus heftig auftretenden Krankheit zu zweifeln, ja er fürchtete, die junge Frau werde noch vor Landung der „Andromeda" in England ihrem Gatten und ihrem Kinde nachfolgen.

Welch elend-trauriges Ende, unter fremden Menschen, fern der Heimath, auf dem Ozean zu sterben, ohne auch nur eine Thräne des Schmerzes Liebender, ohne die Aussicht auf den grünen blumengeschmückten Grabhügel!"

„Armes Kind!" murmelte der Arzt voll aufrichtigen Mitleids. Er hatte Marie Gruner schon aufgegeben.

XII.

Die hohe Saison hatte in dem eleganten, fashionabeln und reizenden Homburg vor der Höhe — der „Taunus-Perle" — begonnen, zahlreiche vornehme und reiche Fremde bevölkerten die hübschen Villen, namentlich zu beiden Seiten der „Oberen Promenade", die Hotels waren überfüllt von Pensionären und Touristen, vorzugsweise Damen, und ein buntes, internationales Bild bot sich dem Beobachter jederzeit, da schöne Frauen, elegante Kavaliere die Konzerte, Promenaden, den Kursaal und das vorzügliche französische Theater belebten und seit dem Aufhören des Hazardspiels Homburg ja bekanntlich sich der exklusivsten Gesellschaft rühmen darf. Damen aus den Kreisen der höchsten Aristokratie der Geburt befreundeten sich ebenso leicht und schnell wie zwanglos mit solchen der Finanzwelt, oder sie hielten sich auch wohl ganz gesondert und beobachteten und kritisirten das Treiben der Anderen von ferne

(Fortsetzung folgt.)